

Falten im Gesicht, Nackenhaare, die sich sträuben, Gänsehaut auf dem Rücken, braune Flecken, rote Linien, schwarze Punkte: *Zeignisse* unseres Körpers. Wir nehmen sie wahr, halten uns für sehend, erkennen ihre Bedeutung, begreifen sie als *Zeugnisse*. Aber manchmal spüren wir auch, dass wir blind bleiben für den Sinn einer Schrift, deren Botschaft, könnten wir sie lesen, uns erröten machen würde. Oder erblassen.

Aber kann eine »Gänsehaut« lesen, wer sie als eine Art flüchtiger Braille wahrnimmt, als eine Blindenschrift, die nicht nur für Kälte, Schrecken oder Wohlgefühl steht? Was teilt sich uns in den Spuren auf unserer Haut mit, wenn sie der eisige Schauer des Entsetzens streift – oder der wohlige Hauch der Zärtlichkeit?

Ein *Essay über das Erröten der Schrift* ist ein gewagter Versuch. Zeugen doch, so nimmt man allgemein jedenfalls an, Texte auch von Erfahrungen, die ihre Verfasser selbst gemacht haben. Insofern ist ein Text, der sich der ästhetischen und begrifflichen Erkundung von Körperzuständen widmet, riskant: Handelt er doch auch von taktilen Reisen in jene erogenen Zonen, die sich in Handbüchern für Berufstätige nur selten beschrieben finden. Auf den Karten wissenschaftlicher Erkenntnis sind sie oft nur als Untiefen der sinnlichen Wahrnehmung verzeichnet. Und die Geschichte ihrer Erforschung, die für manche mit der Entdeckung der Psychoanalyse beginnt, wird noch manche Doktorarbeit scheitern lassen. Denn was sich im Hin und Her in den Lust- und Unlustsenken des Körpers abspielt, wenn es sich in das

rhythmische Pulsieren sprudelnder und schäumender Triebquellen verwandelt, ist eher keine akademische Frage. Und was geschieht, wenn der Finger einer Mutter beim Schreiben auf ihrem Baby eine erogene Zone eröffnet<sup>1</sup> und diese sich in einem wollüstigen Liebesroman oder in einem alle quälenden Schmerzensdrama oder in einer Mischung aus beidem mit all den anderen Fürsorglichkeiten verbindet, die ihrem Kind ein Leben lang unter die Haut gehen werden, wird wohl noch lange der geheime Beweggrund für manche belletristische Selbsterkundung sein.

Wer intime Botschaften aus Randgebieten ästhetischer Erfahrungen übermittelt, rührt an Berührungssängste. Und wer seine Berichte von Aufenthalt in unbekanntem Revieren, zum Beispiel der Kunst (etwa bei den »Auslotungen eines Weißen Mehr«<sup>2</sup>), nicht in angemessener Weise vorträgt, spürt bisweilen, wie das Tabu, mit dem befremdliche Darstellungsweisen belegt sind, auf den Boten übergeht. Auch nur bedingt amüsant sind manche Reaktionen (wie kürzlich erlebt) auf die Mitteilung, ein Essay widme sich dem Thema der »lebendigen Schrift« aus wechselnder Perspektive und stelle seine »Sujets« in wechselnden Blickwinkeln dar: Als mache sich ein so vorgeblich der Hybris der Zwiefältigkeit Huldigender des Vergehens gegen ein Reinheitsgebot schuldig, weil er die Bastardisierung des Denkens zulässt ...

Aber es gibt auch andere Gründe dafür, dass persönliche Erfahrungsberichte als Teil wissenschaftlicher Beobachtungen rar sind. Oft sollen gerade Erfahrungen ästhetischer Präsenz, in denen zum Beispiel schönes Entsetzen genossen oder Schönheit den

Betrachter in Entsetzen versetzt, die Beschäftigung mit einem Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung nicht stören – auch wenn diese Sinneserfahrungen, sinnliche Erlebnisse oder gewisse Ansinnen von Kunst selbst zum Gegenstand nimmt. Die Askese der wissenschaftlicher Objektivität soll verhindern, dass Regungen des Körpers sich in diese einmischen, »zu Wort kommen«, sich mit geistigen Regungen mischen, eindeutige Begrifflichkeiten zurück zur Sprache gebracht werden. Insofern ist die Übermittlung von privaten Erfahrungen heikel, die wir machen, wenn wir unseren unbewussten Wünschen nachspüren oder denen eines anderen, wenn wir uns bilden oder gebildet werden, wenn wir öffentliche Macht ausüben oder regiert werden. Solche Erfahrungsberichte gelten in der Regel als »wenig repräsentativ« – jedenfalls so lange, wie sie nicht durch ein fachspezifisches Studiendesign in den Blickwinkel der jeweiligen begrifflichen Unterscheidungsweise eingebunden werden. Doch wie will man zum Beispiel die Intimität einer künstlerischen Handlungsentscheidung, des Übertragungsgeschehens in einer psychoanalytischen Sitzung, der Scham- und Verliebtheitsbekundung in einem pädagogischen Gespräch, des Hasserlebens und Rachegefühls in einer politischen Verhandlung wissenschaftlich evaluieren? Was sagt uns das Auftauchen einer Gänsehaut in solchen Situationen – und teilt sie uns vielleicht noch anderes mit als das, was wir verstehen, wenn wir sie als körperlichen Reflex auf einen unangenehmen oder angenehmen Sinneseindruck abtun?

Bemerkenswert zunächst, dass beim Hören des Titels und Untertitels des vorliegenden Essays kaum

jemand an gerupftes Geflügel zu denken scheint; oder an Engel, die Federn gelassen haben. Auch Assoziationen an eine Erbschaft körperlicher Reaktionen aus der menschlichen Frühgeschichte sind selten. Das mag aber auch daran liegen, dass der Verfasser nüchterne Zeitgenossen, die für alles eine plausible naturwissenschaftliche Erklärung bei der Hand haben, nicht so häufig trifft, da sie Einladungen zu Kunstausstellungen in der Regel ignorieren. Zum Thema der Verfärbungen der Haut wurden bei Gesprächen in der Entstehungszeit des Essays zwar die Wonnen der Flagellation und die Abgründe der Selbstgeißelung gestreift, über Sonnenbrände oder Brennessel-Berührungen spekuliert, auch über Penizillin-Allergien oder Erfrierungen der Gesichtshaut in extremen Wintersportsituationen. Interessant fand ich aber die Bemerkung, dass eine Steigerung der Blutzirkulation doch eher den Träger einer Schrift verfärbe als diese selbst – denn wie könne eine Tätowierung die Farbe wechseln?

»Erröten« klingt nach Gefühlen, nach Peinlichkeit, Schüchternheit, Scham, Verliebtheit – und wirkt anscheinend nur im Schatten junger Mädchen- und Knabenblüte erheiternd oder rührend. Und gilt es nicht als Ausweis gereifter Professionalität, die Anflüge von Sturm und Drang gemeistert zu haben, die Schreibenden und Lesenden das Blut in die Wangen treiben, wenn auch bisweilen aus unterschiedlichen Gründen? Kontrolle selbst über die Erweiterung oder Verengung der eigenen Kapillargefäße scheint in Zeiten von Nacktscannern und vorgespiegelter Transparenz eine wichtige Schlüsselkompetenz zu sein.

Von gestandenen Schriftstellern sollte man wohl erwarten dürfen, dass sie die literarische Pubertät hinter sich gelassen – und dass sie die Hitzewallungen der Metaphern und in romantischer Schwärmerie zitternde Buchstaben in den Griff bekommen haben. Zumindest bis zum Eintritt der Menopause. Denn dann, so ist zu vermuten, erlaubt es ihnen ihre Routine, über die Aufwallungen ihrer Seele und die Rührungen ihres Körpers die Textur der Abgeklärtheit zu breiten, die man auch gerne »ein gereiftes Werk« nennt.

Auch von gereiften Schriftstellerinnen sollte erwartet werden können, dass ihre Schriften »Stil« gefunden haben; dass ihre Werke durch eine »eigene Handschrift« ausgezeichnet sind. Durch eine Schrift also, in der die Unleserlichkeit der Buchstaben und das Glühen der Sprachbilder längst nicht mehr befremden können, weil jene (die Buchstaben) sich in sauberen Buchsatz verwandelt haben, und diese (die peinlichen Sprachbilder) von Lektoren mitleidig getilgt wurden.

Mit anderen Worten: Zeugt nicht das Erröten der Schrift von Zumutungen jugendlicher Unerzogenheit oder altersbedingten Ungezogenheiten?

Aber auch Leserinnen und Leser gehen ein Wagnis ein, wenn sie der Versuchung nachgeben, den Schrift-raum eines Essays über die Schrift zu betreten. Denn sie begeben sich auf schwankenden Boden. Das liegt daran, dass ein Essay selbst eine Schriftform ist, die gewohnte Darstellungsräume verbindet und trennt, etwa Darstellungsräume der Wissenschaft und Kunst oder auch solche wie Buch und Performance oder Papier und Haut.<sup>3</sup>

Ein Essay ist ein pulsierender Schwellenraum. Als solcher schwankt er zwischen einem *Interface* und einem *terrain vague*, also zum Beispiel zwischen einer Heterogenes verbindenden Schnittstelle und einem Niemandsland, das sich zwischen Grenzen auftut, die im Alltäglichen und Gewohnten so lange unbemerkt bleiben, bis sie von einem Essay aufgespürt werden. Ein Essay bereist das Niemandsland zwischen gewohnten Gedankengängen und ist zugleich das Logbuch einer Expedition, die es als Ozean erweist, in dem Weltanschauungen kleine Inseln sind. Er besucht dabei gerne auch die *Entweder-Oders*, deren *Weder-Nochs* er en passant in *Sowohl-Alsauchs* verwandelt. Er kreuzt und quert Reviere, von denen manche behaupten, dass dort Ungeheuer hausen. *Man müsse seine Grenzen kennen*: Der Essay als ausschweifende Form ignoriert solche an Unartige gerichtete Warnungen. Er ist eine Überschreitung, weil Personen, die in die Ketten ihrer Eigenschaften geschlagen sind, Erfahrungsräume benötigen, in denen sich zeigt, dass Schweres zu tragen und zu ertragen nicht die einzige Lebensform ist.

Es gibt Tätigkeiten, die sich mit Grenzen schwertun und in denen Grenzüberschreitungen schwer wiegen, und es gibt Tun, das sich davor und vor den Folgen von Überschreitungen bewahrt. Deshalb trennen in der Regel zum Beispiel Künstler und Systemtheoretiker dieselben Welten, die Psychoanalytiker und Künstler verbinden. Denn Letztere finden sich in ihren Leistungen gerade mit dem konfrontiert, was Wissenschaftler in ihrer Arbeit mit dem Hinweis auf eine notwendige, das Unterscheidungssystem bewahrende Askese ausgrenzen: die Erfahrung des Heterogenen in der Prä-